

Die Rächer der Entrechteten

Was ist schon gerecht? Was für die eine fair klingt, findet der andere unfair. Statt sich wie manch Erwachsener um totale Gleichheit zu sorgen, versuchen Kita-Kinder es mit Mitgefühl und Kooperation. Unser Autor berichtet aus der Praxis.

LOTHAR KLEIN

Auf dem Tisch liegen drei Bananen. Um den Tisch herum: vier Kinder, alle etwa zwei Jahre alt. Pamadou nimmt sich voller Freude zwei Bananen. Er habe großen Hunger, verkündet er. Luisa, knapp zwei Jahre alt, schimpft. Sie möchte auch eine Banane essen. Die letzte hat sich aber schon Jakob geangelt. Ihre Erzieherin versucht, die Kinder zur Einsicht zu bringen. Sie argumentiert, es sei ungerecht, wenn Pamadou zwei, Jakob eine und Luisa sowie der bisher nicht involvierte Ömer keine Banane bekommen. Sie sollten gerecht teilen. Das scheint aber nur Luisa zu interessieren. „Ja“, sagt sie, „gecht!“ Als Luisa allerdings zu weinen beginnt, gibt Pamadou ihr eine Banane ab. Nun fragt er außerdem Ömer, ob er auch eine Banane wolle.

Das mit der Gerechtigkeit ist so eine Sache. Wer entscheidet am Ende, ob etwas gerecht ist oder nicht? Auf der einen Seite gibt es die sozial definierten Normen, an denen wir uns orien-

tieren können. Dass jedoch auch die nicht in Stein gemeißelt sind, hat uns jüngst die Pandemie gelehrt. Als in Norditalien zu wenig Intensivbetten für alle Covid-19-Patienten zur Verfügung standen, mussten die Ärzte individuell entscheiden, wer behandelt wird und wer nicht. Auf der anderen Seite folgen wir nicht nur den sozial definierten, sondern auch ganz privaten und damit unterschiedlichen Gerechtigkeitsvorstellungen.

Das wohl am weitesten verbreitete Konzept ist das der Gleichheit. Als gerecht gilt in diesem Fall, wenn jeder das Gleiche bekommt. Dieses Konzept steckt auch in der Argumentation der Erzieherin im Eingangsbeispiel. Was ist aber, wenn Ömer gar keine Banane möchte? Was wäre, wenn Jakob Luisa ohne Weiteres seine Banane abgeben würde, weil es ihm nichts ausmacht, und Pamadou seine zwei behalten würde? Was, wenn Pamadous Griff nach zwei Bananen aus einer diffusen Angst herrührt, nicht genügend zu bekommen? Was, wenn Luisa Pamadou am





Vortag eine Banane oder etwas anderes vor der Nase weggeschnappt und er sich über sie geärgert hat?

Ist es da nicht gerechter, Unterschiede zu machen und die verschiedenen Bedürfnisse, Absichten und Erfahrungen in die Entscheidung einzubeziehen? Eigentlich müsste jedes Mal wieder eine neue Lösung ausgehandelt werden, die all das berücksichtigt und deshalb gerecht ist. Es existiert nun mal keine für jede Situation allgemein passende und von jedem anwendbare Festlegung darüber, was gerecht ist. Gerechtigkeit ist immer definitionsabhängig und damit Verhandlungssache. Pamadou und die anderen Kinder machen sich diese Gedanken allerdings nicht. Sie lassen sich wenig davon beeinflussen, was Erwachsene als gerecht oder ungerecht betrachten. Sehr flexibel stellen sie sich auf jede Situation neu ein und verhandeln miteinander. Vor allem in ihren Rollenspielen üben sie sich darin unentwegt. Von Beginn an können sie dabei auf zwei Fähigkeiten zurückgreifen: die Fähigkeit – und das Bedürfnis – zu kooperieren und

die Fähigkeit, Mitgefühl zu empfinden. Pamadou beweist beides: Kooperationsbereitschaft zeigt er zum ersten Mal, als er verkündet, dass er großen Hunger habe. Wir wissen nicht, ob er das tut, weil er im Augenwinkel das Missfallen seiner Erzieherin wahrgenommen hat oder weil er seine Freude teilen möchte. Auf jeden Fall möchte er sich erklären und macht damit sein Bemühen um Kooperation deutlich. Dass er Luisa eine Banane abgibt, als diese weint, und seine letzte sogar Ömer anbietet, zeigt, wie sehr Mitgefühl sein Handeln beeinflusst.

Kinder wollen helfen!

Alle Kinder haben ein ausgeprägtes Bedürfnis zu kooperieren. Dies gilt sowohl für die Interaktionen untereinander als auch gegenüber Erwachsenen. Nicht nur der bekannte Familientherapeut Jesper Juul hat immer wieder betont, wie wichtig es ist, etwa im Konfliktfall auch die darin enthaltenen Kooperationsbemühungen der beteiligten Kinder wahrzunehmen. Viele

Studien belegen ebenso, dass Kinder von Beginn an bemüht sind zu kooperieren. Der Anthropologe Michael Tomasello beschreibt das in seinem Buch „Warum wir kooperieren“ folgendermaßen:

„Kleinkinder im Alter zwischen vierzehn und achtzehn Monaten begegnen einem nicht verwandten Erwachsenen, den sie erst wenige Momente zuvor kennengelernt haben. Der Erwachsene steht vor einem kleinen Problem, und die Kleinkinder helfen ihm, es zu lösen. Dabei tun sie alles Mögliche, vom Herbeiholen nicht erreichbarer Gegenstände bis zum Öffnen von Schranktüren, wenn der Erwachsene keine Hand frei hat. In einer Studie halfen zweiundzwanzig von vierundzwanzig untersuchten Kindern in mindestens einem Fall und praktisch sofort.“

Interessant ist, dass Studien mit Kindern ebenfalls belegen, „dass Belohnungen oder Ermutigungen durch Eltern das hilfsbereite Verhalten der Kinder nicht zu steigern scheinen“, wie Tomasello schreibt. Eher im Gegenteil: „Die Kinder, die in der ersten Phase fünfmal belohnt worden waren, halfen im zweiten Teil seltener als diejenigen, die zuvor keine Belohnung bekommen hatten.“

Auf der Suche nach Balance

Auch etwas ältere Kinder versuchen, sich im Allgemeinen so zu verhalten, dass sie anderen nicht schaden und dass es stattdessen zur Kooperation kommt. Das lässt sich im Konfliktfall ebenso beobachten wie im Spiel: Leo, vier Jahre alt, ist empört. Er möchte schaukeln. Auf der Schaukel aber sitzt Hannah, ebenfalls vier Jahre alt, und zählt bis zehn. Immer wieder! Sie lächelt und ruft: „Bis zehn, so ist die Regel.“ Nach einiger Zeit und dem einen oder anderen Wortwechsel zwischen Leo und Hannah beschwert sich Leo bei seiner Erzieherin und verlangt sein Recht: „Ich möchte aber auch schaukeln!“ Die Erzieherin macht nun Hannah darauf aufmerksam, dass sie schon fünfmal bis zehn gezählt habe. „Nur noch einmal“, antwortet die. Leo ist einverstanden. Hannah räumt bei zehn tatsächlich die Schaukel, beginnt aber gleich damit, ihrerseits Leo auszuzählen. Leo reagiert: „Du hast auch ganz oft bis zehn geschaukelt.“ „Gut“, sagt Hannah, „ich zähle noch mal bis zehn.“ „Und dann noch mal!“, ruft Leo. „Ich will aber auch wieder schaukeln“, argumentiert daraufhin Hannah. So geht das eine ganze Zeit lang weiter. Immer wieder einigen sich die beiden neu, wie oft bis zehn gezählt werden darf. Weder Hannah noch Leo haben ein Problem damit.

Ob die eine Lösung nun gerechter ist als die andere, diese Frage beschäftigt Hannah und Leo nicht. Anders als Schulkinder streiten sie sich nicht darüber, ob es gerecht ist, wenn Hannah öfter schaukelt als Leo. Sie schätzen beide vielmehr die konkrete Situation ein und beziehen dabei sowohl eigene Bedürfnisse wie die anderer mit ein. Statt moralisch-ethische Argumente ins Spiel zu bringen, scheinen sie vielmehr danach zu fragen, was

in der momentanen Konstellation möglich ist und was nicht. In einem ständigen Hin und Her suchen sie nach einer für beide erträglichen Balance. Eine enorme Leistung, die ihnen natürlich nicht immer gelingt.

Was denken vierjährige Kinder nun über Gerechtigkeit? Verwirren könnte die Aussage der amerikanischen Psychologin Carol S. Dweck, dass nämlich Kleinkinder „schon sehr früh geradezu versessen darauf (sind), zwischen Gut und Böse zu unterscheiden“. Interessieren sie sich also doch für übergeordnete handlungsleitende Werte wie Gerechtigkeit? Und erleben wir nicht im Alltag auch, dass Kinder im Rollenspiel ständig mit Gut und Böse hantieren? Carol S. Dweck sieht jedoch einen anderen Grund für dieses Verhalten. Sie meint, Kinder wollten herausfinden, „was ein Kind brav macht und was nicht“ und, das ist entscheidend, „was deshalb in der jeweiligen Situation mit ihnen passiert“. Es geht Kindern also noch nicht um ein übergeordnetes moralisch-ethisches Konzept, sondern darum, wie die Erwachsenen die jeweiligen Handlungen bewerten und darauf reagieren, um künftig besser mit ihnen kooperieren zu können.

Ist es also sinnlos, mit jungen Kindern über Gerechtigkeit nachzudenken oder von ihnen gerechtes Verhalten einzufordern? Ich glaube, es wäre gut, hier etwas Druck herauszunehmen. Es genügt, die Wahrnehmung auf die Kooperationsbemühungen und das Mitgefühl der Kinder zu richten und darauf zu vertrauen, dass es Kindern in den allermeisten Fällen gelingt, sich irgendwie zu einigen und zu einem Ausgleich zu kommen. Gelingt ihnen das einmal nicht, ist es sinnvoller, zu trösten und mit ihnen situationsbezogen und gemeinsam nach tragfähigeren Lösungen zu suchen, als auf einer moralischen Ebene zu argumentieren. Statt also darauf zu beharren, dass alle beim Aufräumen helfen müssen, damit sich niemand vor der Arbeit drückt, wäre es hilfreicher, nach kreativen Lösungen jenseits irgendwelcher Gerechtigkeitsvorstellungen zu suchen, wie etwa: „Wer möchte heute was wegräumen? Hat jemand heute keine Lust zu helfen? Möchtest du etwas anderes tun?“ Auf den Kooperationswillen der Kinder vertrauend weiß ich, dass es irgendwann zu einem irgendwie gearteten Ausgleich kommen wird. Anders als so manche Gleichheitsfanatiker unter den Erwachsenen kommen Kinder im Vorschulalter sehr gut mit Unterschieden zurecht.

Gegen Ende der Kindergartenzeit und spätestens im Schulalter verändert sich die Situation schlagartig. Nun verhandeln Kinder nicht mehr nur darüber, wer wann etwas bekommt und wie viel davon, wer dran ist oder warten muss, wer bestimmen darf und wer nicht, sondern auch darüber, ob das gerecht ist oder nicht. Das hängt damit zusammen, dass Kinder erst in diesem Alter beginnen, über sich selbst und ihr Handeln zu reflektieren. Sie beginnen nun, eigenes und fremdes Handeln an einem persönlichen Wertesystem zu messen und zu bewerten. Ganz anders als in den Jahren zuvor erhalten moralisch oder ethisch begründete Handlungsmaxime eine übergeordnete

Bedeutung. Zwar gelingt es ihnen noch lange nicht, ihr eigenes Verhalten in jeder Situation danach auszurichten, das hält sie aber nicht davon ab, bei anderen gerechtes Verhalten unnachgiebig und immer kompromissloser einzufordern.

Für alle das Gleiche!

Charly, Helina und Eddy streiten sich darüber, wer mit den neuen Globe-Palm-Skateboards spielen darf. Es gibt nämlich nur zwei im Hort. Eddy ist außer sich. Er findet es in höchstem Maße ungerecht, dass er keins bekommt. Charly und Helina hätten sie schon ganz oft gehabt, argumentiert er. Er selbst wäre nur einmal damit gefahren. Die müssten ihm deshalb eines abgeben. „Aber ich war zuerst und wir müssen zusammen fahren!“, sagt Charly triumphierend. Helina stimmt ihm zu: „Ja, wir waren zuerst und außerdem sind wir jünger und das ist gerecht!“ Eddy kündigt nun an, dass er sich in der Kinderkonferenz darüber beschweren wird und dort eine Regel beschlossen werden soll. „Ist uns doch egal!“, schickt ihm Helina noch hinterher.

In dem Moment, wo Gerechtigkeit zur Verhaltensnorm wird, die sich unter anderem in Regeln manifestiert, engt sich der (Ver-)Handlungsspielraum der Kinder ein. Es geht jetzt um mehr als die einzelne konkrete Situation. So flexibel jüngere Kinder mit ungleicher Verteilung oder Reihenfolgen umgehen können, weil ihnen keine übergeordnete Norm im Wege steht, so eng beginnen Kinder im Schulalter mit eben dieser Norm zu argumentieren. Da sie jedoch die Kompliziertheit des Sich-gerecht-Verhaltens noch überfordert, greifen sie in den meisten Situationen auf das scheinbar einfache Konzept der Gleichheit zurück. Das tun sie aber mit Vehemenz und gebärden sich zuweilen als Rächer der Entrechteten.

Gegen Ende der Grundschulzeit ist dies besonders stark ausgeprägt. Wahrscheinlich wäre der achtjährige Eddy damit zufriedengestellt, wenn Charly und Helina versuchen würden, ihn mit einem Angebot zu ködern. Wäre Eddy zehn, könnte es gut sein, dass ein Vertrösten auf später nicht mehr ausreichen würde. Eddy würde dann wohl trotzdem darauf bestehen, eine Regel mit den dazugehörigen Sanktionen zu definieren. Wichtiger noch, als die konkrete Angelegenheit irgendwie zu regeln, wäre für ihn nun die Norm. Neun oder zehn Jahre alte Kinder lassen einen immer wieder an Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas denken, der einfach nicht zu akzeptieren vermochte, dass das Leben nicht immer gerecht ist, und bis in den persönlichen Untergang dafür gekämpft hat. Auf eine ähnliche Weise machen Kinder viele zum Teil auch sehr ambivalente Erfahrungen im Umgang mit Gerechtigkeit, die ihnen später in der Pubertät und darüber hinaus schließlich zu einem

ganz persönlichen Wertesystem verhelfen.

Der Weg dahin ist allerdings lang und holprig. Ältere Schulkinder und Jugendliche neigen dazu, die höchsten moralischen Normen an andere zu erheben, sich selbst aber nicht entsprechend zu verhalten. Diese Projektion des Anspruchs auf absolute moralische Integrität auf andere hilft ihnen dabei, mit den eigenen Unzulänglichkeiten zurechtzukommen. Würden sie sich nämlich mit ebendiesen Ansprüchen auch selbst bewerten, müssten sie wegen der Kompliziertheit des Lebens verzweifeln. Erst nach und nach wird es ihnen gelingen, ein realistisches Selbstbild zu entwickeln. In dieser Entwicklungsphase brauchen Kinder Erwachsene, die es einerseits aushalten, ständig kritisiert zu werden, andererseits aber auch Fünfe gerade sein lassen.

